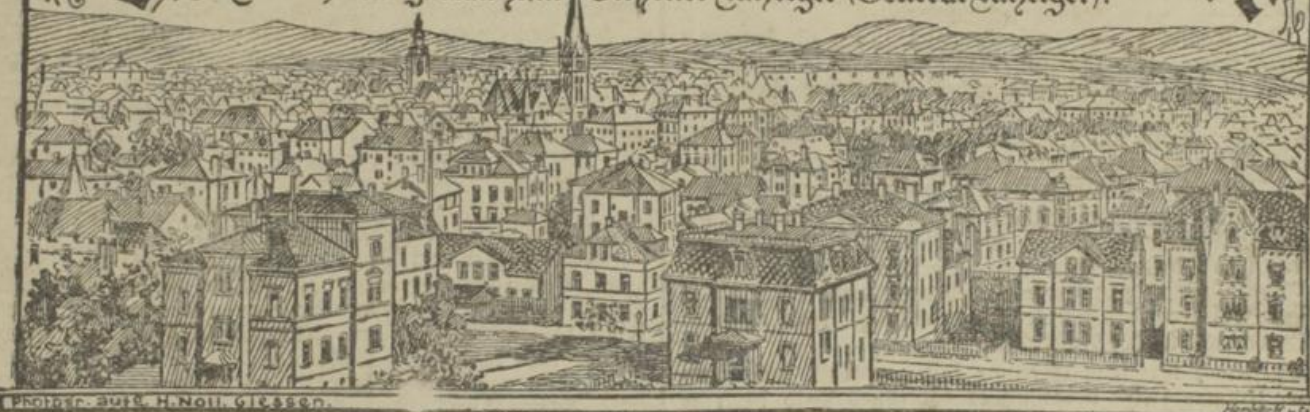


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



An den Ufern der Drina.

Roman aus der Zeit der Annexion von Ernst Klein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

14. Kapitel.

In der schneidend kalten Luft nahm Franz die Kappe ab, um seine heißen Schläfen zu kühlen. In seinem ganzen Körper zitterte noch die Erregung dieser Viertelstunde nach, und er fühlte, daß er lange brauchen würde, ehe er wieder zur Ruhe käme. Alles, was er längst geschlossen und vernarrt glaubte, war wieder aufgerissen und schmerzte wie

ging in den hinter seinem Hause gelegenen Stall, holte sein Halbblut hervor, sattelte es selbst und ritt davon. Auszagen, das war die beste Medizin. In scharfem Trab ritt er durchs Dorf und bog dann nach Vitkovici ab. Die junge Stute, die den ganzen Tag gestanden, freute sich der Freiheit, biß mutig ins Geschirr und wieherte in den klaren Wintertag hinaus. Und als das Dorf hinter ihm lag, gab er ihr den Kopf frei.

In gutem Jagdgalopp ging's die Straße entlang, die still und verlassen sich dehnte. Zur Rechten stand das Eis der Drina, und auf deren anderem Ufer war ebenfalls kein lebendes Wesen zu erblicken. Franz war glücklich über die Einsamkeit und galoppierte immer rascher dahin. Seine Aufregung konnte nicht Schritt halten, immer weiter blieb sie zurück und mußte schließlich ganz von ihm lassen.

Da zog er die Bügel an und zwang das Pferd zu ruhigerem Schritt. Lächelnd klopfte er ihm den schlanken Hals und strich lieblosend mit der Hand über seine weiche, dicke Mähne. Die Sonne begann zu sinken, und so wandte er sich zurück. Als er an die Straßenkreuzung kam, fielen schon lange Schatten an den Bergen ins Tal.

Langsam ritt er auf Racovac zu.

Plötzlich schwarte wie Beitschknall der Klang eines Schusses zu ihm herüber, und gleich darauf hörte er das Blei an sich vorüberfliegen. Mit jähem Sprung schoß das erschrockene Pferd nach vorne, und das rettete ihm wahrscheinlich das Leben. Noch ein zweiter und ein dritter Schuß rollten herüber, aber er war schon weit weg. Als er sich umwandte, sah er am anderen Ufer zwei Männer stehen, einen riesengroßen und einen bedeutend kleineren. In diesem glaubte er einen alten Bekannten aus Belgrad zu erkennen, den Fürsten Hektor Ray.

Der riß nun dem neben ihm Stehenden das Gewehr aus der Hand und sandte einen Schuß herüber. Aber Franz hörte nicht einmal das Pfeifen der Kugel, so weit ging sie daneben. Lachend schwenkte er die Kappe hinüber.

„Auf Revanche, Herr Fürst!“ rief er zurück.

Dann gab er dem Pferde die Sporen.

Die Schüsse waren im Dorf gehört worden, und in

hellen Haufen kamen Strafunj und Dragoner mit ihren Gewehren und Karabinern gelaufen.

„Nur eine kleine Liebenswürdigeit von den Herren drüben“, sagte Franz, indem er vom Pferde stieg. „Regt's euch nicht weiter drüber auf, Kinder. Wir werden es ihnen schon einmal heimzahlen.“

„Wann aber, Herr Oberleutnant?“ riefen einige der Soldaten. „Die dürfen schießen und wir nicht?“

„Fragt's keine Dinge, die euch und mich nichts angehen“, entgegnete Franz. „Es wird auch schon einmal unser Tag kommen.“

Als am Abend Desider von seiner Patrouille heimkehrte, erzählte er ihm lachend das Abenteuer. Wie er aber auf den Fürsten zu sprechen kam, wurde er ernst.

„Daß der gelbe Halunke drüben ist“, sagte er, „will mir absolut nicht gefallen. Der ist doch sicher nur da, um die Gräfin zu befreien. Ich denke, wir werden uns bald nicht mehr über Langeweile zu beklagen haben.“

„Scheint mir auch so“, meinte Desider. „Als wir heute den Wald so gegen den Buljn zu abstreiften, bekamen wir auf einmal so einen verdächtigen Kerl zu Gesicht. Wir riefen ihn an — Ist, war er weg, wie in den Erdboden verschwunden.“

„Die haben uns eine schöne Suppe eingebracht mit der Gräfin“, rief Franz. „Wenn wir sie aber verlieren, dann werden sie mit der Nase schnell bei der Hand sein, Himmelhergott noch einmal!“

„Wir dürfen sie aber nicht verlieren“, sagte Desider. Franz erwiderte nichts. Er dachte an die Szene vom Nachmittag.

„Was hast du?“ fragte Desider, der mit Erstaunen sah, wie sich des Freundes Gesicht umbildete.

„Nichts Besonderes, mein Junge“, antwortete Franz. „Werd's dir schon gelegentlich mal erzählen.“

Wieder zog sich Tag um Tag durch das Tal. Kam einer wie der andere, ging einer wie der andere. Hier und da meldeten die Patrouillen von diesem oder jenem verdächtigen Kerl, den sie um das Dorf schleichen sahen. Einer wurde angeschossen, augenscheinlich schwer verwundet, wußte sich aber doch noch in der letzten Minute zu retten.

Gelegentlich knallte auch einmal ein Schuß vom anderen Ufer herüber. Das einzige Opfer dieser feindlichen Zielübungen war aber die wohlgefüllte Feldtasche des Eder Toni, dem sie aus der Hand geschossen wurde, als er sich gerade daran laben wollte. Na, der wadere Steirer lachte nicht schlecht. In Vitkovici fing er an, und als er nachher in Racovac auf seinem harten Strohsack lag, war er noch nicht fertig.

Von der großen Welt, die hinter den Bergen lag, hörten sie nicht viel. Wöchentlich einmal kam die Feldpost und brachte die Briefe und Zeitungen. Aber wenn Franz und Desider die Journale in den Händen hielten, dann war die Weltgeschichte schon um zwei, drei Wochen vorausgelaufen. Sie

diskutierten die Ereignisse, wie sie sie lasen, und freuten sich, wenn sie am nächsten Posttag ihre politischen Prophezeiungen bestätigt fanden.

Auch die größten und bestinformierten Journale vermochten ihnen nicht zu sagen, ob der Krieg ausbrechen würde oder nicht. Bald waren sie pessimistisch, bald optimistisch gesinnt. Bald hieß es, die Serben geben nach und wollen mit Wien direkt verhandeln, bald, die Serben wollten Oesterreich-Ungarn vor das Tribunal eines europäischen Schiedsgerichtes schleppen.

„Der Teufel soll sich mit den Zeitungen auskennen,“ polterte Franz. „Ich sag' dir was, Desi. Mir wird die P'schicht' zu dumm. Nächstens nehm' ich meine Dragoner und reit' hinüber. Mag da kommen, was da will. Mich judt's in der Faust, im Arm, im ganzen Leib — Himmelherrgott, bis jetzt waren wir nur bessere Straßenaufseher. Einmal, einmal . . . sollten sie uns hinüberlassen . . .“

Und wie er da stand, fest auf seinen starken Beinen, die Kappe weit hinten im Genick, die Muskeln an den Armen straffend und streckend, war er das Vorbild gesunder, männlicher Kraft. Seine grandiose Unbekümmertheit erregte fast den Neid Desiders, der grüblerischer, sensibler war, mehr in der Innen- als in der Außenwelt lebte.

Er sprach mit dem Freunde fast gar nicht mehr von Helene. Immer tiefer verschloß er ihr süßes Bild in seine Seele, und nur in Stunden, da er ganz allein und einsam war, holte er es hervor und betete zu ihm wie zu einer Reliquie. Wenn er auch nie darüber sprach, er sehnte den Krieg ebenso herbei wie Franz, nicht etwa wie dieser aus dem Ueberfluß seiner Kraft heraus, sondern weil er ihn als die einzige Erlösung für sich ansah. Bis jetzt sah er neben seiner Pflicht immer jenes Bild — immer, immer . . . es machte ihn weich, verträumt und trieb ihn dann wieder zu bitteren Selbstanklagen, die ihm die Freude am Dienst vergällten.

Von alledem spürte Franz nichts. Seit dem Nachmittag, an dem Olga ihm ihre Liebe ins Gesicht geschrien, hatte er sich längst wieder seine Ruhe zurückgezwungen. So schön das Weib war, so beseligend sein Besitz sein mußte, für ihn war Olga Grefow unerreichbar. Rismet! Warum sollte er sich das Leben erschweren, indem er sich mit dem Lieben Gott herumzankte? Der wollte nicht, daß er sich der Liebe dieser schönen Frau erfreute — gut, so gab er also nach. Es war zwar schad', Himmelherrgott — es war sogar sehr schad' . . . und trotz aller leichtfertigen Lebensphilosophie gab's ihm im Herzen doch einen Riß, wenn er an sie dachte. Jetzt, da er überdies noch wußte, daß sie ihn wirklich und ehrlich liebte, daß sie die Sehnsucht ihrer starken Frauenseele an ihn gehängt hatte . . . jetzt kam es ihm mehr als einmal recht böshaft vom Schicksal vor, daß es zwischen ihm und diesem Weibe eine so hohe Scheidewand aufrichtete. Aber — er war Soldat, gewöhnt zu gehorchen — Rismet!

Er vermied es, sie zu sehen, aber nicht aus Furcht, sondern aus Rücksicht für sie. Einmal trat er zufällig in den Hof seines Hauses hinaus, als sie im Garten spazieren ging. Bleich und schmal war das schöne Gesicht, die blauen Augen lagen tief in den Höhlen und waren gerötet vom heimlichen Weinen. Er wollte sich rasch verstecken, aber sie hatte ihn schon über den niedrigen Zaun erblickt und kam auf ihn zu.

„Franz,“ sagte sie leise, „Franz!“

Und reichte ihm die Hand über das Gitter hinüber. Wohl oder übel mußte er sie ergreifen, aber sie hielt ihn nun mit beiden Händen. So standen sie ein, zwei Minuten einander schweigend gegenüber, und der Olga begleitende Posten schaute verwundert auf diese Szene.

Endlich gelang es Franz, sich loszumachen.

„Frau Gräfin, Fassung,“ sagte er. „Der Posten schaut ja herüber.“

„Sie fürchten sich bloßzustellen . . .“

„Ich? Mich kennen meine Leute. Aber Sie, Frau Gräfin — Sie . . .!“

Da ließ sie mutlos seine Hände fahren und trat zurück. Seitdem ging er nur in den Hof hinaus, wenn er sie in ihrem Zimmer wußte.

Draußen in Stubovizja verzehrte sich Ray vor Ungeduld. Weder entschied es sich, ob der Krieg erklärt wurde, noch rührten sich die bösnischen Behörden, die Gräfin nach Sarajewo zu bringen. Und der verhaßte Bohnsperg lebte auch noch!

Marst Hektor Ray war ein Mann der Strupellostigkeit.

Mochte hinterher geschehen, was da wollte, er beschloß, Racovac zu überfallen, um Olga zu befreien . . .

Bier Uhr morgens. Franz war eben von einer Nachtpatrouille heimgekehrt und gerade dabei, sich einen heißen Tee zu brauen, ehe er sich niederlegte. Da erklang's wie fernes Schießen — lang anhaltend und heftig, einen wirklich ernstern Kampf verratend.

„Himmelherrgott!“

Und fuchsteufelswild fuhr Franz in den Dolman. Draußen gelte schon das Alarmsignal durchs Dorf . . . Nicht einmal den guten, heißen Tee vergönnten sie ihm! Als er aus seinem Zimmer sprang, stand Desider bereits vor der Tür, im Begriff, die Feldbinde umzuwickeln.

Immer ärger wurde das Schießen und zog sich langsam, aber stetig näher ans Dorf heran.

„Wer ist denn da draußen?“ rief Desider seine Unteroffiziere an.

„Der Ragy, Herr Oberleutnant, dürst's sein.“

„Warum schickt er denn keine Meldung?“

„Aber da kam der Dragoner schon herangejagt.“

„Nachrichtenpatrouille Zugführer Ragy, fünfhundert Schritte von Vitkovic von überlegenen Kräften, die über den Fluß kamen, angegriffen, zieht sich langsam auf Racovac zurück.“ So lautete die Meldung.

„Also vorwärts, Kinder!“ rief Desider.

„Wenn i' uns aber dösmal wieder für an Narr'n halten, nachher gengan wir überi über die Drina!“ drohte der Corporal Huber und schüttelte die Faust nach Stubovizja hinüber.

Franz blieb im Dorf zurück.

„Weißt du,“ sagte er zu Desider, „ich hab' so eine Ahnung in mir, als wenn die Schießerei dort hinten nur den Zweck hätte, uns wieder aus dem Dorf herauszuloden. Mir schwant so was, als wollte der gelbe Fuchs, der Ray, die Gräfin herausholen.“

Desider marschierte mit seinen Strafuni ab, und Franz kehrte in sein Zimmer zurück, um sich seinen Tee fertig zu kochen. Aber es stand in den Sternen geschrieben, daß ihm dieser Genuß für heute versagt bleiben sollte.

Denn plötzlich krachte draußen ein Schuß, ganz dicht hinter dem Hause. Und noch einer — und ein dritter. Das war der Posten, der den Garten des Hauses bewachte, in dem Olga Grefow untergebracht war.

Den Browning in der einen, den blanken Säbel in der anderen Faust, stürmte Franz hinaus, duckte sich aber sofort nieder, als ihm zwei, drei Kugeln entgegenpfliffen. Den Posten sah er nicht, erst als dessen Gewehr aufblitzte, erkannte er, daß er sich hinter einem Gebüsch gebückt hatte.

„Wie kommen denn die Kerle hier mitten ins Dorf?“ fragte sich Franz.

Aber es blieb ihm keine Zeit zur Ueberlegung. Deutlich unterschied er, wie zahlreiche dunkle Gestalten sich auf das Nebenhaus zuschlichen.

„Also, gilt's doch der Frau!“

Und mit kühnem Satz sprang er über den Zaun; ehe die Gegner sich von ihrer Ueberraschung erholt hatten, lag er schon neben dem Posten und feuerte seinen Browning ab. Zwei dumpfe Wehlauten bewiesen ihm, daß er getroffen hatte. Aber die Herandrängenden ließen sich nicht aufhalten. Ihrer zwanzig wohl kamen sie sprungweise heran. Zum Laden war keine Zeit mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Der Katechismus von Bileam junior.

III.

Als jedoch deutsche Seesiege zu häufig wurden, mußte England seine törichten Behauptungen aufgeben und eingestehen, daß drei Kreuzer durch ein einziges Unterseeboot zerstört waren.

Frage: Wie denkt man darüber, daß die Deutschen sich der Bepveline bedienen?

Antwort: Das ist geradezu ein Verbrechen.

Frage: Wieso?

Antwort: Nun, weil die andern Nationen keine Bepveline haben.

Frage: Aus keinem anderen Grunde?

Antwort: Doch, wenn z. B. friedliche Bürger in einer belagerten Festung bleiben, so müssen sie sich natürlich darauf gefaßt machen, daß auch sie unter Umständen ein tödliches Geschloß treffen kann. Nun erheben diese Nichtkämpfer ein Jetermordbrot bei der Vorstellung, daß eine Bombe aus einem Bepvelin sie treffen könne, offenbar weil sie lieber durch Kanonen oder Granaten sterben.

Frage: Wenn nun Truppen in ehrlicher Schlacht einen schwierigen Sieg über ihre Feinde gewonnen haben und dadurch in die Lage kommen, eine feindliche Stadt zu besetzen, und wenn nun die nicht kämpfenden Bürger dieser Stadt anfangen, aus Fenstern, von Dächern, aus Kellern, Ecken und allen möglichen Vertiefungen auf sie zu schießen — was soll dann das siegreiche Heer machen in Anbetracht dessen, daß das internationale Gesetz die exemplarische Bestrafung solcher Städte und solcher Leute erlauben?

Antwort: Nun, wenn die siegreichen Truppen, etwa Franzosen, Engländer, Belgier, Russen, Serben wären, die eine deutsche Stadt besetzt hätten, und deutsche Bürger würden auf sie schießen, so sollten die Sieger selbstverständlich diese deutschen Barbaren als Verbrecher niederschlagen; sollten plündern, sengen und brennen. Wären es aber Deutsche, die eine feindliche Stadt besetzt hätten und es würde auf sie geschossen, so müßten sie natürlich fröhlich umhergehen und den Bewohnern erlauben, sie als Schießscheiben zu benutzen. Sie müßten selbstverständlich geduldig stillhalten, um den famosen Sport zu erleichtern. Wir begreifen, daß Lord Comdray und Sir Lionel Carden empört sind, daß die amerikanische Marine in Vera Cruz nicht nach diesem Rezept handelte, und sicher werden sie der englischen Entrüstung darüber beistimmen, daß es die Deutschen nicht in Löwen taten. Statt dessen haben die Deutschen die Kathedrale, das Rathaus und die schönen Gemälde sorgfältig geschützt, haben aber ein Fünftel der Stadt niedergebrannt und dadurch dem Schießen ein Ende gemacht, und viel künftigen Blutergießen vorgebeugt.

Frage: Welches ist denn das Hauptverbrechen der Deutschen?

Antwort: Daß sie gefiegt haben.

Frage: Aber haben denn nicht viele französische und englische Erfolge stattgefunden?

Antwort: Das kann man wohl nicht eigentlich sagen. Die schwarzen Neger und Mohren haben einige Erfolge errungen, ebenso die Hindu-Tartaren, aber man kann nicht von eigentlichen Siegen der englischen und französischen Truppen sprechen, höchstens von guten strategischen Rückschlägen. Was an der Isthmus-Lothringischen Grenze unter der französischen Tricolore erreicht ist, ist nach französischen Berichten wohl den afrikanischen Wilden, „den ungeschämten Turkos“, zuzuschreiben. Der Angriff, welcher seit Ende September die rechte deutsche Flanke bedroht, wird hauptsächlich durch Sewohs, Ghurlas, Sikhs und andere liebenswürdige Bewohner Indiens, sowie durch Senegalesen und Turkos ausgeführt, welche nach amerikanischem Zeugnis von dem Schlachtfelde zurückkehren, mit Ohren, Nasen, Fingern und sogar mit Köpfen von deutschen Soldaten.

Frage: Darauf laß uns etwas näher eingehen. Ist es wirklich wahr, daß auf die Schlachtfelder Europas, in die Städte, welche alle Schätze der Zivilisation bergen, in die Orte, welche das friedliche Familienleben der weißen Rasse beschützen, grausame Mohren, wilde Senegalesen, schwarze Neger, herzlose Hindus gebracht worden sind?

Antwort: Es ist alles durchaus wahr, dies alles ist durch Frankreich und England geschehen, die nun auch die Vusenfrennde der Kosaken und Tartaren und des kleinen gelben, herzlosen Japaners sind, der weder Nerven noch Gewissen kennt.

Frage: Gibt es noch mehr Wilde, die man möglicherweise nach Europa bringen könnte, um für Zivilisation und Freiheit gegen die deutschen Barbaren zu kämpfen?

Antwort: Wenn es deren gibt, dann darfst du überzeugt sein, daß die Verbündeten sie finden und nach Europa bringen.

Frage: Dies alles scheint mir Günstiges für die Zukunft der europäischen Zivilisation und die Vorherrschaft der weißen Rasse zu versprechen?

Antwort: Es gibt Dinge, die zu ernst zum Scherze sind.

Frage: Was sagen die Amerikaner dazu, daß man aus allen vier Himmelsgegenden die Wilden herbeigeht hat, um Weiße auf der Heimaterde der Weißen zu bekämpfen? Die Masse des amerikanischen Volkes hat wohl überhaupt noch nicht über diesen Krieg nachgedacht. Sie fangen jetzt eben an, sich über all' die Lügen zu empören, mit denen die anglo-amerikanische Presse sie überschüttet hat und hoffentlich werden sie dann bald anfangen, selbst zu denken.

Frage: Kann die Tatsache, daß Frankreich schwarze und halb-schwarze Truppen verwendete, damit verglichen werden, daß auch die amerikanischen Staaten amerikanische Negerregimenter ins Feld führten?

Antwort: Durchaus nicht. Die Neger der Vereinigten Staaten im Bürgerkriege waren gebildete Leute, sie hatten die südliche Zivilisation sowohl im besten als im schlimmsten Sinne auf sich wirken lassen. Außerdem erhob das begeisterte Bewußtsein, für ihre eigene Freiheit zu kämpfen, sie weit über den Zustand der Wilden, abgesehen davon, daß sie unter dem Befehl ruhiger amerikanischer Offiziere standen, die in ihrem Herzen mehr Kummer als Haß empfanden. Die heutigen Negertruppen der amerikanischen Armee sind Männer, welche sich vollständig amerikanische Zivilisation nach allen Richtungen zu eigen gemacht haben. Die Schwarzen in der französischen Armee dagegen sind Wilde, welche die Zivilisation der Weißen nur durch die harte militärische Organisation kennen. Als Ware sind sie nach Europa transportiert und dort auf einen Feind losgelassen, welchen ihre weißen Offiziere seit 40 Jahren glühend haßten.

Frage: Warum haben die Engländer die Hindus so gern?

Antwort: Da müssen wir doch einen Unterschied machen. Die Engländer lieben nicht die wilden Hindus, welche sie umherstoßen, mit schweren Steuern und Frohnarbeit quälen, sie lieben nicht die gebildeten Hindus, welche danach streben, ihr Land vom englischen Joch zu befreien und ihre Landsleute selbständig zu machen. Aber vor 60 Jahren entdeckte der Engländer in dem Hindu-soldaten einen völlig rohen, herzlosen, blutdürstigen Mörder, der besonders zum Dinklachten von Weibern und Kindern geeignet schien. Ob die Erinnerung an diese Tatsachen irgend etwas damit zu tun hat, daß die Engländer die Hindus zum Kampfe gegen die Weißen Europas benutzen, weiß ich nicht zu sagen. Sie haben in Südafrika und an andern Orten bewiesen, daß es sehr darauf ankommt, um wessen Frauen und Kinder es sich handelt.

Frage: Ist es aber nicht furchtbar, daß die Deutschen sich mit den Türken verbunden haben?

Antwort: O furchtbar. Ganz etwas anderes war es, als England der treue Verbündete der Türken war.

Frage: Sag' mir, warum die Türken so furchtbar sind.

Antwort: Nun, sie sind Weiße. Seit Jahrhunderten sind sie eine europäische Macht. Männer, die ihre Vorzüge und alle Schwierigkeiten nennen, mit denen sie zu kämpfen hatten, behaupten, daß sie zu den großen, aufbauenden Rassen gehören. Jeder, der sie kennt, gibt zu, daß sie äußerst menschlich und gütig sind. Längst vor den christlichen Nationen übten sie religiöse Toleranz. Ihre Zivilisation hat Früchte getragen, aber ihre natürliche Güte und Toleranz wurden durch die Intriguen und Falschheiten geringerer Völker, welche zufällig Christen waren, oft direkt in Blut umgewandelt, wenn es galt, die Friedensstörer zu bestrafen. Darin erkannten englische Humanitätspropheten eine günstige Gelegenheit, die Aufmerksamkeit von Irland, Indien und ähnlichen Orten abzulenken. Balkankomitees bildeten sich im Ministerium des Aeußern in Downingstreet; Mazedonische Komitees in Athen; Armenische Komitees unter russischer Leitung, und alles dies ist der Grund, daß sich die Türken zur Wiedervergeltung aufrüsteten und sich sogar zu Grausamkeiten hinreizen ließen.

Frage: Mit wem sollten nun aber die Amerikaner sympathisieren?

Antwort: Natürlich mit den Verbündeten. Mein Gott, kannst du daran zweifeln. Sind wir nicht Anglo-Sachsen, die mehr als 70 Proz. unter uns, welche Deutsche, Iren, Australier und verfolgte russische Juden sind, dürfen doch die anglo-sächsische Union nicht belästigen.

Frage: Hat England nicht 1776 sein Aeußerstes getan, um mit bewaffneter Hand die Union zu schützen?

Hat es nicht durch Anhalten unserer Schiffe und Wegnahme unserer Matrosen bis 1814 aufs äußerste versucht, die Union wieder herzustellen?

Hat es nicht von 1860—64 für die Union gekämpft, indem es unzählige Schiffe ausludte, um unsern Handel zu zerstören?

Beweisen nicht die Spalten seiner Tagesblätter und Zeitschriften, die von Beleidigungen gegen uns strotzen, wie sehr England uns liebt?

Müssen wir schließlich nicht die helle Freude an „ehrllichem Spiel“ beweisen, wie sie die Engländer zeigten, als sie sich mit sieben Nationen verbanden, um über zwei herzufallen?

Sollten wir nicht unsere Wertschätzung für Ehrlichkeit und Offenheit dadurch zeigen, daß wir es mit den Nationen halten, welche Deutschland zu umklammern suchen? mit denen, welche seit langem Deutschlands Vernichtung planten, weil sie in ihm einen zu gefährlichen Nebenbuhler sahen? welche seit 40 Jahren unermüdet Haß gegen Deutschland säeten und die trotzdem behaupten, daß Deutschland mit dem Kriege begann.

Und warum behaupten die Verbündeten dies? Weil Deutschland nicht wartete, bis seine Gegner das Schwert in seinen Eingeweichten umkehrten.

Müssen wir uns nicht der Entente anschließen, zu welcher Mohren, Neger, Hindus und Kosaken, Apachen und Dooligan (?) gehören?

Müssen wir nicht die Zivilisation von Omst und Tompsf, von Harshau und Rischneff, die Zivilisation der Knute und der Revolutionen und der entarteten, zerrissenen russischen Kirche einer Kultur vorziehen, wie wir sie in München und Dresden, in Berlin und Bayreuth, in Oberammergau und Wien, in Budapest und Prag, in Bremen und Hamburg finden und wie sie uns in den Werken Goethes und Schillers, Wagners und Strauß und tausend anderer Geisteshelden entgegentritt? — einer Kultur der Industrie, des Friedens und der Intelligenz? Freilich, wir Amerikaner müssen Haß, Eifersucht und Betrug der Vilschten, Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit vorziehen, wir müssen die Dooligan und Apachen, kurz alle, welche durch Englands Selbstsucht und durch Delcassés Anreizungen zum Rachekrieg dirigiert wurden, den fleißigen, ernsten Deutschen vorziehen.

Wir müssen den Horden den Vorzug geben, welche sich erst zu gewaltiger Uebermacht zusammenrotten, ehe sie wagen, ihre Opfer anzugreifen; wir müssen uns auf die Seite der Schreier schlagen, welche in allen Tonarten auf die Deutschen schimpfen von dem Augenblick an, wo die Deutschen sie schlagen; wir müssen die Lügner bevorzugen, welche uns die Ohren mit den abgeschmacktesten Dichtungen vollbliesen, so daß kluge, glaubwürdige Amerikaner ihnen

sofort energisch entgegneten. Warum aber müssen wir so handeln?

Weil unsere Zeitungen es von uns fordern!

Aber — haben die Zeitungen unsere Herzen, unsere Ueberzeugung, unser Gewissen auch richtig gelesen?

Büchertisch.

— Engelhorn's Romanbibliothek (Verlag von J. Engelhorn Nachf. Stuttgart), die sich nicht auf gute deutsche Schriftsteller beschränkt, sondern auch das Ausland berücksichtigt, darf auch an diesem Weihnachtsfest der großen Kriegszeit für den Gabentisch berücksichtigt werden. Die einfachen, billigen Bändchen, die dennoch eine gediegene Unterhaltung vermitteln, wirken aufheiternd und zerstreuen und bieten in ernsten Stunden eine erwünschte Ablenkung. Auch im neuesten 30. Jahrgang haben die deutschen Schriftsteller den bevorzugten Platz. Danks v. Sobeltiy ist mit zwei Bändchen vertreten, in denen wieder das Militär zu seinem Rechte kommt: „Mit Marshall Vorwärts“ bietet zwei lebensfrische Novellen aus den großen Jahren 1813/15, und „Du mußt mir glauben“ behandelt einen spannenden Stoff aus unseren Kolonien. Ein Roman aus dem belgischen Land wird heute auch seine Leser finden: Ranny Lambrecht bietet in ihrem „Heiratsdorf“ einen packenden Wallonenroman mit guten Milieuschilderingen. Richard Boh führt uns mit zwei Bändchen: „Die Insel der schönen Menschen“ und „Die Tarantella der Carmelina“ wieder in das schöne Land, wo die Zitronen blühen, das er so glühend zu schildern weiß. Beide Bücher sind gute Früchte seiner reifen Erzählungskunst. Der Jahrgang wurde eröffnet mit einem Doppelband von Herrn Stegemann, der im „Schläfer von Sulz“ den leidenschaftlichen Kampf gegensätzlicher Persönlichkeiten schildert und uns durch seine kraftvolle, männliche Darstellung fortzieht. Ossip Schubin führt mit seinem zweibändigen Roman „Bravo rechts“ in die bevorzugten Kreise des böhmischen und österreichischen Wechs, und dieses gesellschaftliche Thema hat heute, nachdem der Krieg alles umgewälzt hat, auch noch seine Reize. Auch bewährte Erzählerinnen hat Engelhorn wieder herangezogen: Klara Hofer („Der Lebensabend hat recht“), Elisabeth Kurlensterna-Wenster („Erfüllung“, aus dem Schwedischen), Helen M. Winslow („Der weibliche Bürgermeister“), Margarete v. Derben („Zum Irweg“), Ida Boy Ed („Nichts über mich“), Hermine Billinger („In der Schuld“ und andere Geschichten), H. M. Crofer („Waldfinder“), Dora Melegari („Meine Töchter“). — Wer sich an abenteuerlichen Geschichten ergötzen will, findet spannende Detektivverfälschungen: „Mit Luchsaugen“, von M. Corday und A. Couvreur, „Droschke Nr. 44“, von R. T. Foster, oder „Paul Beck's Untersuchungen“, von M. Mc. Donnell Bodkin. Ein Abenteuer-Roman mit politischem Hintergrund ist „Die geheimnisvolle Insel“ von G. Bronson-Howard. Engelhorn's Bibliothek ist ihrem Grundsatz, keinen „Schund“ aufzunehmen, auch im abgelaufenen Jahr treu geblieben.

— Brehm's Tierleben, Kleine Ausgabe für Volk und Schule, bearbeitet von Seminarlehrer Dr. Walter Kahle (Bibliographisches Institut, Leipzig). In dritter Auflage ist zunächst nur der 3. Band, Abteilung „Vögel“, (Preis geb. 12 Mk.) erschienen; die übrigen drei Bände werden später nachfolgen. Die kleine Ausgabe des Tierlebens ist nicht für den Fachzoologen bestimmt, sondern für den Mann aus dem Volke, für den gebildeten Laien, in dessen Herzen Naturfremde und Naturfreude eine Stätte haben. Alles Zweifelhafte, Strittige hat der Bearbeiter daher übergangen; wir finden in der Bearbeitung aber die Fortschritte der 4. Auflage von Brehm's Tierleben: Berücksichtigung des Entwicklungsgedankens und der modernen Tierpsychologie, stärkere Betonung des anatomischen Baues der Tiere. Das Volkstümliche hat der Bearbeiter nirgends fehlen lassen, und das Buch bietet eine leichte, gefällige und anregende Lektüre. Anzuerkennen ist, daß Dr. Kahle betont, der Volksbrehm wolle im eigentlichen Sinne ein deutsches Buch sein. Die Schilderung der einheimischen Tierwelt steht bei weitem im Vordergrund; von entbehrlichen Fremdwörtern ist abgesehen worden. Das Wert kann ohne Bedenken auch der Jugend in die Hand gegeben werden, und die reiche Illustration der Volksausgabe, die bezüglich der farbigen Tafeln die früheren Ausgaben weit hinter sich läßt und zahlreiche Naturphotographien als ganz neue Erweiterung aufweist, kommt dem Anschauungsbedürfnis der Jugend ganz besonders entgegen. Um dem Geiste des modernen Biologieunterrichtes gerecht zu werden, sind, so betont der Bearbeiter, Darstellungen des Hauptwerkes, in denen Wechselbeziehungen zwischen Bau und Leben der Tiere, zwischen ihnen und ihrer Umgebung oder sonstige kausale Verhältnisse behandelt werden, immer auch in den „Volksbrehm“ übernommen worden. Gerade in der heutigen Zeit sollte man der Jugend auch solche Bücher in die Hand geben, die sie auf das Leben in der Natur hinweisen, die so die beste Gewissheit sein kann und den Lesern und Beobachtern die reinsten Genüsse gewährt.

— „Vater Unser 1914“, Dr. Mirko Zelusich's Dichtung „Vater Unser 1914“, die schon bei ihrem Erscheinen in der Wiener Wochenschrift „Die Muskete“ und beim Abdruck in verschiedenen reichsdeutschen Zeitungen ebenso großes als berechtigtes Aufsehen machte, ist von der Verlagsanstalt Vaterland

G. m. b. H. in Berlin als selbständiges Gedenkblatt aus gegeben worden. Sowohl der Inhalt wie die Form des Gedichtes, welches in mächtiger und zugleich inniger Weise jenen Stimmungen Ausdruck gibt, welche die Krieger der verbündeten Armeen der beiden Kaiserreiche beherrschten, als auch die hervorragende, vom akademischen Maler P. M. W. W. W. herrührende Ausstattung des Blattes machen es zu einer der künstlerischsten Darbietungen des Kriegsjahres, der eine möglichst große Verbreitung zu wünschen ist. Das Blatt ist in verschiedenen Ausstattungen in allen Buch- und Kunsthandlungen erhältlich.

— Karl Kojner: Die drei Kräulein von Wildenberg. Roman, 416 Seiten. (Verlag von Grethlein & Co., G. m. b. H. in Leipzig.) Der Liebesroman dreier Generalstöchter, der zu den ergreifendsten Schöpfungen unserer Zeit gehört. Drei Schwestern — die schwarz-weiß-roten Mädels des alten, feinen Generalleutnants Christian Otto von Wildenberg und Dahlen — ziehen in dem Dornenstachel ihrer Liebe durch das Welt — drei Frauenschicksale schlingen sich zu einem Keigen, der gläubig träumend und doch voll Leid und Schwere ist. Und neben den drei Frauen stehen Gestalten von unvergeßlicher Eindringlichkeit: der alte General, der nach dem Abschluß seines rühmlichen Soldatenlebens hilflos und gütig alles Glück und Leid seiner drei Mädels teilt, die von seinem Humor umspielte alte Tante Fränze, aus der anderen Linie, der stille, kluge Doktor Speiß und der Leutnant Martin von Ungnad, der Held und Lor und Bisher.

— Georg Engel: Der Fahnenträger. Roman, 440 Seiten. (Verlag von Grethlein & Co., G. m. b. H., in Leipzig.) Mit diesem neuen Roman schenkt uns Georg Engel ein Buch, das die religiösen Kämpfe und Nöte unserer Tage in Gestalten von Fleisch und Blut umsetzt. Vor unseren Augen stoßen die Geister hart aufeinander und ein Streit erhebt sich, so stark, so mächtig, so klirrend, dabei doch so vernehmlich, wie wir ihn auf diesen Gebieten noch selten von einem Dichter gelenkt und gehalten haben.

— Paul Grabein: Die vom Rauhen Grund. Roman, 362 Seiten. (Verlag von Grethlein & Co., G. m. b. H. in Leipzig.) Paul Grabein ist in diesem neuen Buche, das uns hier vorliegt, wieder in sein ureigenes Reich, in das große rheinische Industriegebiet, zurückgekehrt und schildert den Aufstieg eines echten Herrenmenschen, das Entstehen eines kulturellen Wertes in packenden, aus dem echten Leben der Arbeit gegriffenen Szenen, an Menschen, die voll Leidenschaft und Kraft den großen Kampf um Liebe und Erfolg kämpfen.

— Kriegsziffer 20 der „Illustrierten Zeitung“ (F. J. Weber, Leipzig). — Besonders stimmungsvoll ist in dieser Nummer die Ehrung des Admirals Graf v. Spee und seiner Tapferen in dem packenden Gedicht von Paul Bernde „Die Falklandschlacht“ und den wirkungsvoll angeordneten Bildern der gesunkenen Kreuzer. Aber auch sonst ist das Heft wieder von einer außerordentlichen Fülle hauptsächlich an feineren Bildern, die interessante Begebenheiten von allen Kriegsschauplätzen darstellen. Von besonderer Anschaulichkeit sind die Bilder Hans von Dapels, Hugo L. Braunes und der beiden in der Front kämpfenden Mitarbeiter der „Illustrierten Zeitung“ D. J. Olberg und Alfred Sedelmann, da sie Selbsterlebtes aus der Kampflinie wiedergeben. An ganzseitigen Bildern seien genannt: Ein ausgezeichnetes lebensvolles Porträt des Fürsten Bernhard von Bülow; „Feuerüberfall auf eine in die Infanterielinie vorgeschobene Feldartillerie-Beobachtungshütte in der Gegend von Antilly bei Vex“ von Martin Frost und „Manenpatrouille auf einem Erkundungssritt im Schneetreiben“ von W. Merker. Neben der wöchentlichen markanten Kriegsberichterstattung seien besonders erwähnt: „Eberne Weihnacht“ von Dr. Emil Habina; „Dank an unsere deutschen Frauen“ von Dr. theol. Gottfried Traub; „Die Kriegsziele Englands“ von Arthur Ditz; „Verwundeten- und Krankenfürsorge im Kriege“ von Ministerialdirektor Prof. Dr. Martin Kirchner aus.

Charade.

Als ich die ersten beiden sah
In tiefer Waldeseinamkeit,
Wie träumte ich so selig da
Von längst verfloß'ner Kinderzeit.

Die beiden andern niemals ruh'n
In kunstgeübter Frauenhand;
Was sonst zerstückelt, siehst du nun
Durch ihren Zauber festgebann't.

Die ersten beiden heute zielt
Ein prächtig Strahlendiaten,
Doch wenn die Hausfrau leht, so wirt
Das ganze schließlich unbequem.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselprinzips in voriger Nummer:

Die Mühe ringt dem harten Felsen ab,
Was je um Schwelch ein Gott der Menschheit gab.
Die Treue spart des Schicksals Presse,
Arbeitsend, wissend bildet sich der Weise. B. Schladig.